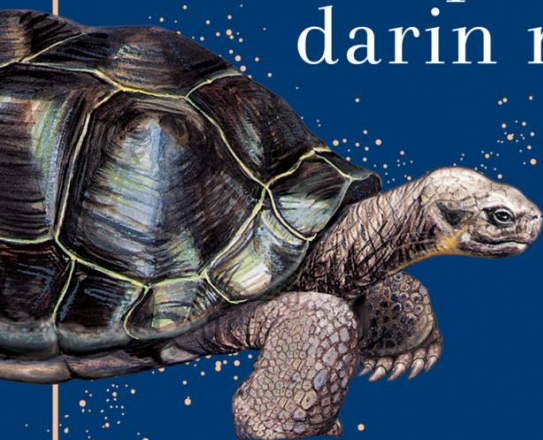


CHARLOTTE ROTH

Die ganze
Welt
ist eine große
Geschichte
und
wir spielen
darin mit



Michael Ende – Roman eines Lebens

— EISELE —

Charlotte Roth

Die ganze Welt ist eine große Geschichte,
und wir spielen darin mit

CHARLOTTE ROTH

Die ganze
Welt
ist eine große
Geschichte
und
wir *spielen*
darin mit



Michael Ende – Roman eines Lebens

Inhaltlich kuratiert
von Roman Hocke

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de

Vorsatz links, von links oben nach rechts unten:
© Privatfoto, © Privatfoto, © Zoltán Nagy, © Private Aufnahme,
© Privatfoto, © Zoltán Nagy, © Privatfoto, © Caio Garrubba

Vorsatz rechts, von links oben nach rechts unten:
© Caio Garrubba, © Thienemann in der Thienemann-Esslinger
Verlag GmbH, Stuttgart, © Privatfoto, © Privatfoto, © Nomi Baumgartl,
© Privatfoto, © Isolde Ohlbaum, © Privatfoto, © Matthias Schmiegelt

Nicht in allen Fällen war es möglich, die Bildrechteinhaber zu ermitteln.
Berechtigte Ansprüche sind an die Julia Eisele Verlags GmbH zu richten.



Taschenbuchausgabe
1. Auflage November 2020

© 2019 Julia Eisele Verlags GmbH, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA International GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München. www.ava-international.de
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Quadraat Pro
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96161-093-8

ANMERKUNG DER AUTORIN

Ein Roman ist ein Roman – und zuweilen ist Erfundenes hilfreich, um im Verborgenen Geschehenes sichtbar zu machen. Ein Romanautor verknüpft die Fakten des äußeren Lebens mit fiktiven Verdichtungen, um einen Blick in die Innenwelt zu werfen. In dieser Erzählung wird die historische Chronologie stellenweise verändert, es werden um der Dramaturgie willen Ereignisse zusammengezogen, räumlich und zeitlich verschoben, ausgeschmückt, verdeutlicht oder verknüpft. Ich weise daher noch einmal ausdrücklich darauf hin, dass das vorliegende Buch ein Roman ist. Keine Biografie. Dass Menschen Michael Ende – und/oder sogar sich selbst – darin wiedererkennen, würde ich mir sehr wünschen. Dass sämtliche Fakten erkenn- und nachschlagbar sind, war hingegen nicht mein Wunsch, denn wie gesagt: Dieses Buch ist ein Roman.

Für Michael E.,
der einem auch als Freund begegnen kann,
wenn man ihn gar nicht gekannt hat

E per te,
Papà.
Perché non c'era più tempo per farti
vedere Genzano?

Die ganze Welt ist eine große Geschichte,
und wir spielen darin mit.

— MICHAEL ENDE: MOMO

Einstimmung auf der Vorbühne

*Auf einem Dampfer, der in die falsche Richtung fährt, kann
man nicht sehr lange in die richtige Richtung gehen.*

— MICHAEL ENDE: ZETTELKASTEN

Zug nach Garmisch,

Herbst 1928

1

ZÜGE, ZÜGE.

Einmal quer durch das, was sich immer noch Reich nennt, auch wenn es halb stolz, halb verzweifelt darauf beharrt, Republik zu sein. Edgar kümmert das Hickhack wenig. Politik stopft den Kopf voll wie hektische Hände, die Papier zu Kugeln zerknüllen und in überquellende Abfallkörbe pressen, bis nichts – kein Wort, kein Bild, kein Gedanke – mehr erkennbar ist. Damit kann er sich nicht befassen. Er braucht seinen Kopf so leer wie einen blank radierten Bogen auf dem Skizzenblock. Nur in solcher Leere ist er imstande, zu zeichnen, nur in solcher Leere besteht Hoffnung auf etwas, das sich einschleicht und festhalten lässt. Wenn er schnell ist. Wenn der Strich sich fügt, er einen guten Tag erwischt und nichts und niemand ihm dazwischenpfuscht. Im anderen Fall muss er die schweisgsamen Kreaturen, die vagen Visionen ziehen lassen und auf neue warten.

Deshalb gefällt ihm dieses Reisen in Zügen. Weil nichts lange bleibt, weil alles, was in Sicht kommt, sich auch selbst wieder auswischt, statt die Hirnwindungen zu verstopfen, weil er es, wenn er aus- und in den nächsten Zug umsteigt, schon wieder vergessen hat. Glaubt, vergessen zu haben. In Wahrheit lauert es irgendwo darauf, aus der Vergessenheit emporzuschnellen, verändert, verfremdet, in ein Geheimnis gehüllt, und gerade so will er es haben. Seit Hamburg-Altona, wo er mit kaum nennenswerten Unterbrechungen seine achtundzwanzig Lebensjahre verbracht hat, hat er schon vier Züge genommen. Dieser nun, der Regionalzug von München nach Garmisch, ist der fünfte.

Man sitzt bequem darin. Und die Aussicht – dieser gewaltsam

der Erde abgefaltete Drachenrücken aus Bergen – ist fantastisch. Edgar mag dieses Wort, mag es zu gern, um es häufiger zu benutzen. Fantastisch. Es taugt für all das, was zu viel Wucht und Freiheit und Zauber besitzt, um auf den dünnen Grat, den die Leute der Wirklichkeit zubilligen, gequetscht zu werden. Das Fantastische ist für die Leute ersponnen und erschwandelt. Für Edgar aber lässt es sich vom Wirklichen nicht trennen, so wenig wie sich entscheiden lässt, ob in den Bergen da draußen ein weißer, schlafender Drache haust oder ein naturwissenschaftliches Phänomen. Beides, denkt Edgar. Und etliches andere. Aber da wird es den Leuten dann zu viel, und sie pochen auf ihren schmalen, pfeilgeraden Grat.

Die Leute – ehrlich gestanden, hat Edgar mit denen ein Problem. Hier im Zug verspeisen sie Wurstsemmeln, die, wenn hineingebissen wird, ein schmatzendes Geräusch von sich geben, und versprühen Speicheltropfen und Krumen beim Ereifern:

»Sie auch unterwegs nach Garmisch?«

»Ja, ja, ein reizendes Fleckchen und früher so nett zum Erholen. Aber heutzutage weiß ein friedlicher Bürger ja nirgendwo mehr, woran er eigentlich ist.«

Edgar hat sich zum Lesen ein Buch mitgebracht, Rudolf Steiners *Menschenrätsel*, aber hier im Abteil mag er es nicht auspacken. Als könnte das Buch sich ebenso wie er vor den Leuten mit den Wurstsemmel-Geräuschen fürchten.

Zwischen Menschen und Leuten möchte er manchmal gern eine Trennlinie zeichnen, hinter die er sich zurückziehen könnte, weil er die einen versteht und die anderen nicht. Vielleicht versteht er auch beide nicht, aber unter den Menschen wagt er zumindest, sich zu bewegen. Er gilt als gesellig. »Na, alter Salonlöwe«, begrüßt ihn sein Bruder Helmuth, der selbst einer ist. Mit ihm zusammen oder allein zieht er durch Künstlerkneipen, Vernissagen, Atelierfeste, weil Gespräche mit Menschen ihn befeuern, auch wenn ihm vor den Leuten graut. Von Menschen fühlt er sich angezogen. Von manchen so sehr, dass es ihm zur Sucht wird, dass

er sich an ihre Fersen heften muss wie ein hechelnder Hund an eine Spur.

Elis. Elis.

Ihr Name – auf der zweiten Silbe betont – rattert in seinem Kopf wie der Rhythmus, den der Zug hält: Ra-tam, ra-tam, E-lis, E-lis. Elis ist so sehr Mensch, wie die Berge, die vor dem Zugfenster aufblitzen, Berge sind. An denen lässt sich nicht rütteln, und an Elis auch nicht. Begegnet ist er ihr in der Hamburger Kunsthalle, in der Ausstellung *Europäische Kunst der Gegenwart*, in die sie mit ihrem klaren Kopf und ihren wachen Augen gekommen ist, um hinzusehen. Siebzehn Jahre alt. Andere werden siebzig, und ihre Augen kennen nichts als Schlaf.

Ihre Eltern hatten sich auch die Ehre gegeben, der Herr Kommerzienrat nebst Gattin, nicht um hinzusehen, sondern um dem Fräulein Tochter vorzuschreiben, was sich zu sehen gehört und was nicht. Die Bilder des jungen Herrn Ende gehören sich selbstredend nicht. Surrealismus. Ein vornehm aufgeblähtes Wort für subversives Geschmier.

»Alles nackt und verdreht, eine Quälerei für die Augen. Soll man sich so etwas vielleicht in den Salon hängen, wenn von Zeigs zum Kaffee kommen?«

Edgar selbst hat sich als Surrealisten nie bezeichnet. Er hat sich als gar nichts bezeichnet. Er will nur malen, dem Welträtsel keine klingenden Namen geben, sondern es mit behutsamem Pinsel umkreisen, ohne es aufzustören. Auf der Kunstgewerbeschule in Altona haben sie ihn als Halbkünstler und Hungerleider abgetan und jetzt eben als Surrealisten, Symbolisten und was ihnen sonst noch einfällt. Dass die Leute Schubladen brauchen, in denen sie seine Bilder klein falten können, geht ihn nichts an. Das sollen sie, wenn es ihnen so wichtig ist, unter sich austragen.

Elis hat nichts in Schubladen gesteckt oder klein gefaltet. Sie hat sich vor sein Bild – das Treibhaus – gestellt, hat es angeschaut und ihm sein Geheimnis gelassen, ohne etwas hinzuzufügen, keine kunstverständige Anmerkung, kein brillantes Bonmot. Elis

hat Edgars Gemälde betrachtet, und Edgar hat Elis betrachtet, und beide haben sich verliebt. Den Maler – Edgar – hat Elis erst zu Gesicht bekommen, als sie sich umgedreht hat, aber da war schon alles zu spät.

Ihre Augen sind klar. Ihre Füße sind wie Tänzerinnenfüßchen und stehen dennoch entschlossen auf dem Boden.

Natürlich ist das – klare Augen, zarte Füße – nicht alles, was Elis aufzubieten hat. Wer aber glaubt, erotisches Verlangen mache sich an spitzen Brüsten, schlanken Schenkeln und geschwungenen Hinterbacken fest, der glaubt auch, jeder Hunger ließe sich mit Wurstsemmeln stillen.

Elis ist eine, die sich noch wundern kann, und das würde schon ausreichen, um unter lauter Leuten, die schon alles wissen, nach ihr verrückt zu sein. Edgar und Elis wundern sich zusammen, drei glückselige Wochen im Spätsommer lang.

»Ich begreife nicht, wie Sie das machen, Herr Ende. Darstellen, was mir durch den Kopf geistert, ohne dass ich's beschreiben kann oder weiß, woher es kommt.«

Durch seinen Kopf geistert es auch. Vielleicht scheiden sich daran die Menschen von den Leuten, dass in ihren Köpfen etwas geistert, dass sie ein geistiges Auge haben, mit dem sie Dinge sehen, die für die Leute Hirngespinnste sind. Hirngespinnst ist ein schönes Wort. Zart und Hart. Als spinne das Hirn einen gläserner Faden, aus dem ein gläserner Teppich wird. Für Leute unsichtbar.

»Ich begreife es auch nicht«, sagt er zu Elis. »Dass sich überhaupt etwas darstellen lässt, dass es sich von mir darstellen lässt, bleibt mir unbegreiflich.«

Damit überfordert er sie. Sie ist ja noch jung, er kommt sich neben ihr wie ein nicht weise gewordener Großvater vor. »Ich verstehe nicht viel«, sagt sie, »von der Kunst.«

Er lacht. »Ich noch weniger.«

Sie lacht mit. »Aber Herr Ende!«

»Ich heiße Edgar«, sagt er. »Und Sie? Fräulein Schmidt kann

ich Sie unmöglich nennen, das klingt nach Anstandsdame im Mädchenpensionat.«

»Elisabeth Anne«, sagt sie ganz vorsichtig, als müsste sie den Namen erst einmal auf der Zungenspitze ausprobieren.

»Elis«, beschließt er. Auf ihr zerbrechliches Gesicht stiehlt sich ein noch zerbrechlicheres Lächeln, und als er seine Hand öffnet, legt sie ihre hinein.

Dann kommt der Herbst, und mit dem Zauber ist es vorbei. Der Herr Kommerzienrat nebst Gattin schieben einen Riegel vor. Man weiß das schließlich: Diese Surrealisten zersetzen die Stützen der Gesellschaft und sind jugendgefährdend. Edgar hätte ihnen gern erklärt, dass man etwas, das man nicht versteht, auch nicht verurteilen kann, aber sie hätten ihn nicht einmal angehört. Die gefährdete Jugend – Elis – wird aus dem Dunstkreis des gefährdenden Herrn Ende entfernt.

Mit Gewalt. Sooft Edgar die Augen schließt, sieht er unweigerlich Gewalt vor sich und spürt in der Brust ein Geräusch, als wenn man einen Zweig zerbricht. Die zarte Elis ist nicht mehr da, sie ist mit Gewalt von ihm weggeschleift worden, und es kostet ihn sieben fast schlaflose Tage und Nächte, in denen er an jede erdenkliche Tür klopft, ehe er herausfindet, wohin sie sein Mädchen, das sich noch wundern kann, verschleppt haben.

In ein Internat. Ans andere Ende der Reich-Republik. Genau weiß es niemand, der willens wäre, es ihm zu verraten. Vermutlich in einen Ort namens Garmisch.

Dorthin ist er jetzt unterwegs, und wo er von dort aus weiter-suchen soll, weiß er nicht. Nur dass er sie finden muss. Einer der Wurstsemmelesser stopft sich den letzten Bissen in den Mund und packt mit noch fettigen Fingern seinen Gehstock, auf den er sich im Aufstehen stützt. So kommt Edgar sich vor: Elis ist sein Stock, seine Finger drohen ohnehin immerzu, abzugleiten, doch ohne sie hat er gar keinen Halt. Dass er kein Niemand mehr ist, sondern als Künstler allmählich bekannt wird, dass er eine Lehre als Dekorationsmaler, die Ausbildung an der Kunstgewerbeschule

und obendrein eine ungewollte Ehe überlebt hat, ist wie ausgewischt. Wenn ich liebe, denkt Edgar, dann liebe ich ganz. Ich kann keine Rücklagen bilden, mir nicht auf Sparflamme mein lauwarms Süppchen kochen, ich kann nur alles oder nichts.

Beim Malen. Beim Lieben.

Der Zug hält. Der kleine Bahnhof duckt sich vor den eisblauschimmernden Bergriesen. Er besitzt zwei Gleise, einen Fahrkartenschalter und ein bunt bemaltes Wartehäuschen wie aus einem Kinderbuch. Die Wurstsemmelesser steigen aus. Edgar ebenfalls, nur macht er dabei langsamer. Während die übrigen ihren halben irdischen Besitz von der Gepäckablage wuchten, hat er nicht mehr als einen kleinen Pappkoffer und eine Tasche für Skizzenblock und Zeichenkohle mitgenommen. Er lässt die Beladenen vorausgehen. Im Gegensatz zu ihm werden sie auf dem Bahnhof mit Zurufen und offenen Armen erwartet.

Edgar hingegen weiß nicht einmal, in welche Richtung er zu gehen hat.

2

MIT JEDER STUNDE, DIE er in Garmisch zubringt, wird ihm klarer, dass er betrogen worden ist. Man hat ihm eine falsche Nachricht zugespielt, um ihn in die Irre zu führen. Es gibt hier kein Internat, in das Elis verschleppt worden sein könnte, sein kopfloser Aufbruch, bei dem alles stehen und liegen blieb, endet im Nichts.

Im Nirwana. So zumindest heißt die Pension, in der er sich für drei Tage eingemietet hat. Von Pensionen wimmelt es in dem Vorort, der sich fraglos großer Beliebtheit bei Sommerfrischlern erfreut. Auch noch bei Herbstfrischlern. Alles wirkt lieblich, niedlich, eine ausgekippte Spielzeugkiste, aus der man Häuser und Kirchtürme wie Zuckerstreusel in die Gegend getupft hat. Das Nirwana ist das einzige Gebäude, dessen Fassade der freundlich-frische Anstrich fehlt, deshalb hat Edgar es ausgewählt. In ihm ist keine freundliche Frische. In ihm stehen die Zeichen auf Sturm.

Dem Nirwana fehlt nicht nur der Anstrich, dem fehlen auch die üblichen Feriengäste. Edgars Zimmernachbar ist Heinrich Mann, dessen jüngerer, aber bedeutsamer einherschreitender Bruder Thomas bereits seit mehreren Jahren als kommender Nobelpreisträger gehandelt wird. Edgar hat ein Buch von ihm gelesen. Von Heinrich, nicht von Thomas. Aus unerfindlichen Gründen hat er eine Schwäche für Nicht-Preisträger, für die, die unbedeutsam und als Zweite durchs Ziel trotten. Der Roman von Heinrich Mann, den er gelesen hat, heißt *Die kleine Stadt* und scheint ihm hierher zu passen. Nicht weil Garmisch klein ist, sondern weil im Romangeschehen ebenfalls Stürme toben, weil vor Begierde, Wollust, Sehnsucht am Ende alles brennt.

Zu einem anderen Zeitpunkt hätte Edgar vielleicht gern mit seinem Zimmernachbarn über dessen Buch geredet. Auch über anderes. Dieser ältere Bruder des kommenden Nobelpreisträgers ist kein uninteressanter Kopf, obgleich solche Gespräche etwas von Nadelöhren haben, in die sich Edgar selbst in guten Zeiten nur mit Mühe einfädelt. Und diese ist keine gute, sondern eine harte Zeit. Er bekommt kaum Schlaf, streift durch die Straßen des Ortes wie ein Wildhund und kann sich nicht einmal denken, wonach er jetzt, wo ihm Elis verloren ist, noch sucht.

Er muss dennoch weiter, wie mit der Nase am Boden muss er umherziehen, kann nicht aufgeben, sich mit dem Verlust nicht abfinden. Mit dem Betrug noch weniger. Seine eigenen Freunde – die halbe Handvoll, die sich so nennt – haben sich daran beteiligt. Sie waren es, die ihm versicherten, seine Elis müsse in Garmisch sein, sie hätten es aus verlässlicher Quelle, auch wenn sie die, wie er bitte verstehen müsse, nicht preisgeben dürften. Mit Edgar ließ sich solch böses Spiel leicht treiben. Er war nicht weltgewandt, nicht mit allen Wassern gewaschen. Mit guter Miene saß er dabei und ahnte trotz des vagen Argwohns, der in ihm wühlte, nichts von dem Leim, auf den er ging.

Erst jetzt – allzu spät – fällt ihm ihr Gemunkel wieder ein, ihr Schwarzreden, das schon begonnen hatte, als seine Liebe noch jung war und von niemandem besudelt glänzte: »Häng dir doch so was nicht ans Bein, Edgar, nicht jetzt, wo endlich Aussicht besteht, dass du auf einen grünen Zweig kommst. Die Leute, die Geld für Kunst ausgeben, haben alle Töchter, die verzeihen dir manches, aber keine geschändete Unschuld.«

Edgar hatte nicht hingehört. Was gingen ihn die Leute an? Und über die Frage, was Unschuld war, hätte man ein Jahr lang nachdenken können, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

Zeit, um nachzudenken, hatte er sich ohnehin nicht gelassen, sondern war mit den spärlichen Informationen und dem albernen Pappkoffer zum Bahnhof gejagt. Somit ist er jetzt hier. Im Nirwana. Durch die Straßen streicht er ohne Ziel, hat seinen Schal verges-

sen und spürt im Nacken, wie die Sonne schwach wird und sich von eisigen Winden ausblasen lässt. Edgar hält den Blick auf das Holperpflaster gesenkt und zählt die Steine, die er mit jedem Schritt überwindet. Als er doch einmal den Kopf hebt, sieht er, wie ein Vorhang aus Schwarzblau – nicht gläsern, sondern geradezu bleiern – sich zwischen ihm und dem Himmel schließt.

Der Sturm, der da aufkommt, hält mit dem in seinem Innern Schritt. Krachend platzt der Himmel auf, und ohne Warnung stürzen aus allen Wunden Wogen. Eine Sekunde lang will Edgar einfach stillstehen, sich überfluten, von der Wut der Elemente niederwerfen lassen und so elend, so hilflos am Boden liegen bleiben, wie er sich fühlt. Nur eine Sekunde, dann beginnen seine Beine ohne Willensentscheidung zu rennen. Er flüchtet, als wären all die, die ihn verspottet und betrogen haben, hinter ihm her, als dröhne ihm das Echo ihres Hohns in den Ohren. Weit bringt ihn seine Flucht jedoch nicht. Nach ein paar Schritten verlässt ihn, vom Sturm übermannt, schon die Kraft.

Durch Schwaden von Regen sieht er sich nach einer Zuflucht um und entdeckt ein niedriges, langgestrecktes Gebäude am Ende der Straße. Im Erdgeschoss reihen sich ein paar Läden aneinander. Er stößt die erstbeste Tür auf und wirft sie hinter sich ins Schloss, dass die Glaseinsätze klirren und ein kleines Windspiel aus Messing zu bimmeln beginnt. Keuchend atmet er durch, spürt die Nässe in Bächen an sich heruntertriefen, als verflüssige er sich, löse sich im Wasser, aus dem er gekommen ist, auf. Um seine Füße bildet sich bereits eine Pfütze. Erschrocken blickt er auf und sieht hinter dem Ladentisch eine Frau stehen.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, nein.« Oder doch? Hastig blickt er sich in dem vollgestopften Laden nach etwas um, das er der Höflichkeit halber kaufen könnte. Unter den feilgebotenen Waren scheint es kein Stück zu geben, das für einen praktischen Verwendungszweck gedacht ist, und eine thematische Ordnung fehlt offenbar auch. Das gefällt ihm. Auf den ringsum in den Raum ragenden Regalen stapeln

sich Ballen leicht vergilbter Spitzen. Dazwischen stehen alle erdenklichen Behältnisse, von der Schmuckschatulle bis zur Pappschachtel, und präsentieren eine kuriose Sammlung kleinster Objekte.

Mit dem Wort Preziosen lassen sich die funkelnden Steine, die Pendants, die Bettelarmbänder, Diademe und Colliers, der Tand und der Zierrat wohl am treffendsten umschreiben. Edgar greift wahllos nach einer Gemme aus Milchquarz, in die ein nackter Mann geschnitten ist, recht grob in der Ausführung, aber originell. Unter den Kleidern rinnt noch immer das Wasser an seinem Körper hinunter. Er schaudert.

»Wenn Sie nur zu mir hereingekommen sind, um vor dem Regen zu flüchten, brauchen Sie nichts zu kaufen«, sagt die Frau.

Sie ist nicht groß, nicht schimmernd blassblond wie Elis, sondern klein und hat Haar wie dunkles Holz. Dem Alter nach könnte sie Elis' Mutter sein.

»Sie können sich einfach hier aufwärmen.«

»Aber daran verdienen Sie nichts.«

»Wer weiß. In jedem Fall entsteht mir kein Schaden. Die Luft zum Atmen nehmen Sie mir ja nicht weg.«

»Sie halten also einen, der sich in Ihren Laden stellt und sich an dem Ofen wärmt, den Sie befeuern, nicht für einen Schmarotzer?«

»Warum sollte ich?«, fragt die kleine, nicht mehr junge Frau zurück. »Mein Ofen brennt nicht schneller aus, weil er noch einen mehr wärmt. Er kann gar nicht zählen, der Ofen, und ich kenne Sie nicht. Wenn man alles, was man nicht kennt, verurteilt, ohne es sich anzusehen, stirbt man dumm, weil man vom Leben nichts lernt.«

Edgar sieht sie an und wundert sich. Sie ist nicht das, was die Leute schön nennen, hat aber eine hohe, durch den Scheitel in Herzform geteilte Stirn. Und Würde, Haltung hat sie, etwas von einer orientalischen Prinzessin, die hinter ihrer *maschrabiyya*, ihrem kunstvoll geschnitzten Gitterwerk, thront und der Welt

zusieht, ohne dass jemand zu ihr hineinsehen kann. Ihre Augen suchen. Unter ihnen sind Furchen eingegraben, wie sie nicht Zeit, sondern Schmerz gräbt. Einsamkeit.

Gegen die Schaufensterscheibe prasselt der Regen wie Hagel. »Haben Sie all das hier selbst gefertigt?«, fragt Edgar, der auch fortwährend etwas vom Leben lernen will und sich zum zweiten Mal in dem Laden umsieht.

Sie nickt. »Johannes Müller proklamiert, der eigentliche Beruf der Frau sei ihre Rolle in Ehe und Familie, aber wo sich Ehe und Familie nicht einstellen, muss eine Frau ja von etwas leben. Nicht nur was das Geld angeht, meine ich. Sondern auch im Geist. Von Hause aus habe ich nichts, also habe ich mir allerhand beigebracht.«

Spitzen klöppeln. Gemmen schneiden. Allerhand ist das in der Tat, und dass sie von etwas leben muss, das im Geiste ist, glaubt Edgar zu spüren. »Johannes Müller? Der Theologe?« Von dem Mann hat er gehört. Müller propagiert ein Leben nach Grundsätzen des frühen Christentums – Einfachheit, Freiheit, Gemeinschaft – und hat irgendwo einen Einödhof gekauft, um dies umzusetzen. Solche Menschen, die hinter dem Leben mehr als das Offensichtliche wittern, die sich auf die Suche begeben, wecken Edgars Neugier. Auch wenn dieser Müller reichlich verbohrt wirkt und ihm deshalb suspekt ist, greift er doch manches auf, das auch Rudolf Steiner beschäftigt. Steiner interessiert ihn. Viel zu selten hat er Gelegenheit, mit jemandem über dessen Ideen zu sprechen. Auf Fragen, die kaum Hoffnung auf Antworten machen, lässt sich niemand gern ein.

»Ja, der«, sagt die kleine Frau mit dem einsamen Blick. »Ich habe mich bemüht, nach seinen Maximen zu leben, aber es ist nicht einfach. Nicht wenn man allein ist und es nun wohl auch bleiben wird ...«

Sie berührt etwas in ihm. Ihre Offenheit, die nur feststellt, ohne zu klagen. »Ich heiße Edgar«, sagt er. »Edgar Ende. Maler von Beruf.«

»Und welches Tierkreiszeichen?«

Er horcht auf. Nach seinem Einkommen fragen sie ihn für gewöhnlich, nach seiner Adresse, nach den Häusern, in denen er ausstellt, aber nicht nach dem Sternbild, unter dem er geboren ist. »Fische«, sagt er. »Und Sie?«

»Widder, Aszendent Krebs.« Über ihre Lippen huscht ein Lächeln ohne Amüsement. »Allzeit Feuer, zu schneller Zorn, zu viel hinderliche Empfindsamkeit. Das geht nicht immer gut zusammen.« Sie tritt hinter dem Ladentisch hervor und streckt ihm in einer energischen Bewegung die Hand hin. »Luise heiß' ich. Luise Bartholomä.«

Er mag den Namen. Er mag sie. Als er seine regennasse Hand um ihre schließt, zuckt sie nicht zurück. »Kennen Sie Rudolf Steiner?«

»Ein Buch von ihm, *Vom Menschenrätsel*, liegt auf meinem Nachtschisch. Aber ich bin ja keine Studierende und tue mich ein wenig schwer.«

Edgar Ende kommt aus dem Wundern nicht heraus. Was Liebe ist, weiß er nicht, aber Steiner schreibt, sie sei das Erleben des andern in der eigenen Seele.

»Sie sind nass bis auf die Haut, da genügt der Ofen nicht«, stellt sie dann fest, geht los und holt eine kobaltblau karierte Decke. Tee brüht sie auch auf, eine erdige, bittere Mischung in zwei zierlichen, an den Rändern abgestoßenen Tassen.

»Über den Steiner könnten wir reden, wenn Sie mögen«, sagt er.

Sie mag. Es regnet weiter. Als es hinter dem Regen dunkel geworden ist und Luise den Laden schließen muss, reden sie noch immer.

»Warum kommen Sie nicht mit nach oben?«, fragt sie. »Ich habe über dem Laden meine Wohnung. Nichts Großes, aber hier im Bunten Haus wohnt es sich schön. Blick in die Berge, und die Nachbarn sind nett.«

Im Bunten Haus. Gleich hat der Name es ihm angetan. Zwischen

Nirwana und Buntem Haus taumelnd, das passt zu seinem Leben, und Luise hat etwas Schützendes, das selbst des Schutzes bedarf.

Er geht mit ihr, und sie reden. Als das Nachtschwarz über den Gipfeln zu Grau verbleicht, sind sie des Redens noch immer nicht müde. Das ist ungewöhnlich, denkt Edgar. Er hat Frauen gekannt, mit denen er dieses oder jenes gut konnte, aber so reden wie mit ihr, das hat er noch mit keiner gekonnt. Sie ist neun Jahre älter als er, seit ihrem vierten Lebensjahr ein Waisenkind. »Ich hab sonst niemanden«, sagt sie.

»Ich hatte jemanden«, sagt er. »Oder vielleicht auch nicht.«

Der Regen hat aufgehört.

Vier Monate später, im Februar, feiern sie Hochzeit. Er ist erst knapp achtundzwanzig, sie siebenunddreißig, und ihre Trauzeugen sind Fritz und Hedwig Staackmann sowie der Architekt Arthur Holzheimer, drei der Nachbarn aus dem Buntten Haus.

Erster Akt

In jedem Menschen lebt ein Kind,
Das kommt aus andern Welten.
Die Herrscher, die von Diesseits sind,
Die lassen es nicht gelten.

— MICHAEL ENDE: KINDERMORD

Garmisch und München,
Krieg und das, was sich Frieden nennt
1929–1943

3

LUISE ENDE KAM VOM Arzt. Für gewöhnlich verfügte sie, ihrer Zartheit zum Trotz, über die Gesundheit einer Brauereistute und kurierte gelegentliche Verkühlungen mit Kamillensud und Zwiebelwickeln aus. Dieses Mal aber hatte eine Kundin ihr empfohlen, einen Arzt aufzusuchen, nein: nicht empfohlen, sondern sie regelrecht dazu gedrängt.

»Sie sehen so blass aus, meine Gute. Bleich wie der Tod, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir die Bemerkung nicht übel zu nehmen.«

»Ich war krank.« Kunden, die Geld in den Laden trugen, nahm Luise grundsätzlich nichts übel. Zumindest gab sie sich Mühe. »Eine Magenverstimmung.«

»Schon wieder?« Die Kundin presste den Handrücken gegen die Stirn. »Sie dürfen nicht so viel Kohl essen, Sie belasten die Verdauung damit. Aus dem Nachtgewand, das ich mir jüngst von Ihnen habe aufnötigen lassen, kriegt unsere Anni den Arme-Leute-Mief kaum herausgewaschen.«

Luise hatte keinen Grund, sich ihres Lebens zu schämen. Sie war nicht länger eine ledige Waise ohne Kind und Kegel, sondern die Frau eines Künstlers, wenn es auch noch dauern würde, bis Edgar sich durchsetzte, und vorläufig das Geld, das bisher Luise allein ernährt hatte, nun für zwei reichen musste. Sie hatte aber auch keinen Grund, sich vor der Kundin, die mit einem jüdischen Patentanwalt aus der Ludwigstraße verheiratet war, für ihr Leben zu rechtfertigen. Dafür, dass sie und Edgar nach geistigem Reichtum gierten, dass sie eine Kugel aus Zauberkristall um sich spannten, die Luise gegen keine Villa in Grünwald hätte tauschen wollen.

Also sparte sie sich eine Antwort und sortierte Borten.

»Müssen Sie sich übergeben? Im Schwall? Und kommt Blut?«

»Im Schwall schon.« Luise blickte nicht auf. »Blut? Weiß ich nicht, ich schau's mir so genau nicht an.«

»Das sollten Sie aber. Was sagt denn Ihr Arzt dazu?«

»Nichts.«

»Und was bitte schön soll das heißen?«

»Dass ich keinen habe.«

Die Kundin stöhnte. »Manchmal frage ich mich, wie ihr Leute lebt.«

Dann beugte sie sich vor und traf Luise mit einer kleinen Salve spitzer Worte ins Weiche, dorthin, wo sie verletzlich war: »Und was wird, wenn das, was Sie sich da zugezogen haben, etwas Ernstes ist – eine Vergiftung, ein böses Gewächs? Sie tragen doch eine Verantwortung. Wie soll Ihr Mann denn zurechtkommen, wenn Ihnen etwas passiert?«

An der Stelle hatte Luise die Waffen gestreckt. Passieren durfte ihr nichts, jedenfalls nichts, das ihren Mann aus dem Gleichgewicht brachte. Bisher war sie entschlossen gewesen, dieses Elend mit dem Magen zu ignorieren, aber das unheilschwangere Raunen der Kundin beschwor Visionen von einem Spitalbett, um das sich Ärzte mit besorgten Gesichtern scharten, von Kunden, die ihr Geld in andere Läden trugen, von Edgar, der verstört durch die ungeheizte Küche strich, und von überfälligen Rechnungen, die aus der Besteckschublade quollen.

Das durfte nicht sein. Besitz war ihnen nicht wichtig, doch es durften keine Gläubiger kommen, die Edgar hetzten, aus der Ruhe brachten, seinen Blick vom Wesentlichen fortlenkten. Sie hatte von ihrem Quittungsblock ein Blatt abgerissen und die Kundin gebeten, die Adresse ihres Arztes aufzuschreiben. »Das ist vernünftig, Kindchen. Lassen Sie sich gründlich auf den Zahn fühlen, und hinterher wissen Sie wenigstens, woran Sie sind.«

So war es gekommen. Zwar hatte der Arzt, der in einem von Rosen umrankten Häuschen unweit der Ludwigstraße prakti-

zierte, an keinem ihrer Zähne Interesse gezeigt, aber Luise wusste jetzt tatsächlich, woran sie war. Ein wenig überwältigt wartete sie ab, bis der Arzt sie aufforderte, sich wieder anzuziehen, leistete dem dann gehorsam Folge und machte sich auf den Weg.

Geplant hatte sie, über den kleinen Markt nach Hause zu schlendern und fürs Abendessen ein wenig einzukaufen. Ein Viertel Geselchtes, hatte sie sich gedacht, dazu ein paar von den kleinen, neuen Kartoffeln, deren Geschmack nicht unter dicker Schale erstickte, und Frühlingsgemüse – zarte Möhrchen, Zwiebelchen, Zuckererbschen. Sie hatte die Woche über ganz ordentlich verkauft und wollte Edgar mit etwas Gutem überraschen. Edgar war keiner, der ums Essen Aufhebens machte, und Luise war keine, die als Köchin einen Blumentopf gewann. Aber sie war seine Frau, und eine gute Frau will, dass es ihrem Mann bei ihr wohlergeht.

Das galt umgekehrt gleichermaßen.

Sie war immer eine Besondere gewesen, eine, die aneckte, aus dem Rahmen fiel. Er war auch ein Besonderer, einer, den die Welt nicht verstand. Sie waren zwei *Baraitot* – zwei, die außerhalb standen wie die aramäischen Lehrmeinungen, die in die Mischna, die Niederschrift der Thora, keinen Einzug fanden. Auch wenn sie Freunde hatten, Scharen von Freunden, die sich unter ihrem Dach die Nächte um die Ohren schlugen und mit Worten und Gedanken Universen erschufen. Die Freunde waren selbst *Baraitot*. Und sie sagten zu Luise: »So wie es bei euch ist, ist es nirgendwo. Ihr seid etwas Besonderes, Edgar und du.«

Gewöhnliche Maßstäbe galten nicht für sie. Während andere Paare auf Tellerchen, Stühlchen, Deckchen sparten, um sich ihre kleine Welt zu gestalten, saßen Luise und Edgar in leeren Räumen und diskutierten nächtelang über Welten im Geiste, die zu groß waren, sie je zu erfassen. Dennoch überfiel Luise zuweilen die Furcht, ihrem Mann nach gewöhnlichen Maßstäben nicht zu genügen. Dann wollte sie etwas Gewöhnliches für ihn tun. Ein Nachtmahl kochen. Auf den Nährgehalt der Speisen achten und

alles ansprechend würzen und anrichten. Einen Krug Bier neben seinen Teller stellen. »Da, bitte sehr. Lass es dir schmecken.«

Für all das, was sie sich im Kopf schon fertig fantasiert hatte, war aber jetzt in ihrem Beutel kein Geld mehr. Stattdessen steckte darin die Rechnung des Arztes, die noch nicht in Gänze bezahlt war, und was damit werden würde, wusste sie nicht. Was aber wusste man überhaupt von dem, was werden würde? Hatte sie im letzten Jahr um diese Zeit vielleicht gewusst, dass sie heute als verheiratete Frau durch Garmisch spazieren würde, dass Bekannte die Hüte ziehen und sie mit »Sieh an, die Frau Ende«, grüßen würden? Nein, hatte sie nicht. Na bitte. Weshalb also sich über ungelegte Eier aufregen?

Im Geheimen wusste Luise, dass in ihr eine Träumerin, eine Sehnsüchtige, eine Liebesgöttin und eine Kriegerin hausten, aber die, die jedermann kannte, war eine pragmatische Frau. Wenn sie sich den Umweg über den kleinen Markt schenken konnte, dann schenkte sie ihn sich eben. Der Kohlkopf, den sie noch in der Speisekammer hatte, würde zum Nachtmahl genügen müssen, und soweit sie wusste, war an Weißkraut zum Nachtmahl noch niemand gestorben.

Es war ein zum Seufzen prächtiger Frühlingstag, der erste in diesem April. Weißblau, bayrisch, zugspitzig, wie mit Sorgfalt blank poliert. Luise, die aus dem Saarland stammte, würde sich an das schneeige Gegipfel unter strahlendem Himmel nie gewöhnen. Lauernder Dämon, als Murmeltier getarnt, sagte Edgar dazu. Was Edgar sagte, klang nie so herzlich wie die Spruchweisheiten auf dem Abreißkalender, den die Nachbarn Fritz und Hedy Staackmann ihnen zur Hochzeit geschenkt hatten. Die Staackmanns waren arme Leute wie die Endes, und der Abreißkalender – dreißig Pfennig bei Schreibwaren Briesen – war mit einem Sack voll guter Gedanken überreicht worden. Die kosteten nichts, was beileibe nicht bedeutete, dass sie nichts wert waren.

»Bekämt ihr armen Kirchenmäuse für jeden guten Gedanken, den ich euch zueigne, einen Groschen auf die Bank, könntet ihr

den lieben Gott einen guten Mann sein lassen«, hatte Fritz Staackmann im Blauen Hasen gesagt, wo sie auf Pump und mit nicht mehr als neun Gästen ihre Hochzeit gefeiert hatten.

»Wir lassen ihn auch ohne Groschen einen guten Mann sein«, war seine Hedy ihm über den Mund gefahren. »Setz dich hin und trink deinen Punsch, Fritz. Wir haben ein gutes Leben, ganz egal ob's hier und da an was fehlt, und Lieschen und Edgar werden es auch haben.«

Damit war sie zum Tresen gegangen und hatte Johann, den Hasen-Wirt, aufgefordert, eine Schallplatte aufzulegen, die heiser zirpende Helen Kane, *That's My Weakness Now*.

*Das ist jetzt meine Schwäche.
Dinge, die ich nie vermisst habe,
Werden zu Dingen, denen ich nicht widerstehen kann.*

»Sind wir hier auf einer Hochzeit?«, hatte Hedy gerufen, in die Hände geklatscht und sich gedreht, dass der billig bedruckte Stoff ihres Rocks um ihren Leib gewirbelt war und Beine und Hüften in seine Blumenfülle eingewickelt hatte. »Kann ja nicht sein, denn es tanzt gar keiner!«

*Er hat blaue Augen.
Ich habe mir aus blauen Augen nie etwas gemacht.
Aber dieses Blau in den Augen, das er hat,
Das ist jetzt meine Schwäche.*

Fritz, der kriegsversehrt war, musste von Hedy durch die Schrittfolge geschleppt werden, und weder das Brautpaar noch der Rest der Gäste – ihre Vermieterin Erna Gumprecht, Fräulein Schiele vom Modesalon, der junge Architekt Holzheimer, Edgars Vater und sein Bruder Helmuth – verfügten über nennenswerte Übung. Aber sie tanzten alle, angefeuert von Hedy, die wie ein Flapper eine unsichtbare Zigarette im Mundwinkel hängen hatte und sich in

den mageren Hüften wiegte. »Es wird wunderbar«, raunte sie Luise ins Ohr, sooft ihre Schritte sich kreuzten. »Wer braucht schon Geld? Zweien wie euch muss das Glück doch einfach ins Gesicht lachen.«

Luise, die sehr klein war, hatte zu Edgar, der sehr groß war, aufgeblickt. Seine Augen waren nicht blau, aber sie hatte gedacht: Das ist jetzt meine Schwäche. Sie dachte es immer noch. Wer brauchte schon Geld?

Nun gerade ging der humpelnde Fritz vor der Schaufensterfassade des Bunten Hauses auf und ab, führte den altersschwachen Dackel an der Leine und kehrte die Straße. Er gab eine komische Figur ab, weil er dabei seinen guten Anzug trug und mit dem Besen einherstolzte wie bei einer Parade. Den Rest Stolz aus seiner Soldatenzeit hatte er nie ganz abgelegt, auch wenn diese vier Jahre, auf die er so stolz war, ihn den geraden Gang und das klare Denken gekostet hatten. Eine Arbeitsstelle, die ihn und Hedy ernährt hätte, konnte er seit seiner Verwundung nicht mehr ausfüllen. Deshalb betrieb Hedy hinter dem Torbogen des Bunten Hauses eine Leihbücherei, für die Fritz Bücher einkaufte und mit akribischer Sorgfalt in die Regale sortierte. Er sollte etwas zu tun haben, sich nicht nutzlos fühlen. Wenn er sich aber trotz der Sortiererei nutzlos fühlte, drückte Hedy ihm einen Besen in die Hand und behauptete, eine frisch gekehrte Straße sei wichtig fürs Geschäft. Wo sich Schmutz sammle, leihe sich niemand ein Buch.

»So ein Mann, wenn er nicht der ist, der das Geld nach Hause bringt«, hatte sie zu Luise gesagt, »dem geht da drin doch was kaputt.« Sie tippte sich auf die Brust. »Mein Fritz hätt' auch für seine Familie sorgen wollen, aber das Leben wollte es eben anders, und jetzt gibt's Tage, da erzählt mir der dumme Kerl, er wär' nichts mehr wert, wär' gar kein richtiger Mann.«

Luise hatte an Edgar gedacht. Der brachte ein wenig Geld ins Haus, indem er Porträts malte, die betuchte Leute bei ihm in Auftrag gaben. Häufig gefielen den betuchten Leuten die Porträts aber nicht, weil das, was Edgar sah und malte, dem, was sie selbst

sahen und gemalt haben wollten, nicht entsprach. Dann weigerten sie sich, den vereinbarten Preis zu bezahlen, und einmal hatte ein Kunde rundheraus erklärt, er würde lieber einen Fememord begehen, als das abartige Machwerk, das Edgar ihm als sein Konterfei andrehen wolle, in der harmonischen Gediegenheit seiner Villa aufzuhängen.

An all das dachte Luise, während sie Fritz so beflissen mit dem Besen fuhrwerken sah. Mit dem Verdienst also haperte es bei Edgar, und die, die das Geld nach Hause brachte, würde wohl noch eine ganze Weile lang sie bleiben – aber er musste doch trotzdem wissen, was er wert war, konnte doch deswegen nicht glauben, er sei kein richtiger Mann? Vor der Hochzeit waren sie sich einig gewesen: Luise würde ihren Laden weiterführen, sie würden sparsam leben, bis Edgars Durchbruch als Maler erfolgte. Dass der erfolgen würde, hatte keiner von ihnen bezweifelt, und dass sie die Durststrecke bis dahin durchstehen würden, erst recht nicht.

Würde das, was sie Edgar nun zu sagen hatte, daran etwas ändern? Hatte sich womöglich schon längst etwas geändert, ohne dass sie zwischen den langen Tagen im Laden und dem gehetzten Erledigen des Haushalts genug darauf geachtet hatte? In letzter Zeit war Edgar ihr stiller vorgekommen, rastloser und zugleich lethargischer, so als suche er etwas, das er in den beengten Räumen der Wohnung nicht finden konnte. Schon öfter war sie nachts aufgeschreckt und hatte ihn neben sich, in der Höhle unter den Bettdecken, die sie so sehr liebte, nicht mehr gespürt. Stattdessen streifte er in der Kälte durch den Hausflur, verstört und ohne zu ahnen, was er suchte.

Er war Maler. Er hatte ihr das in der ersten Nacht gesagt, als sie noch versucht hatte, sich gegen ihn zu sträuben, weil er zu groß, zu schön, zu kostbar war, um ihr bisschen Hoffnung auf ihn zu werfen. »Die Leute denken ja, wenn einer Bilder malt, ist es so, wie wenn ein anderer Schweine schlachtet«, hatte er gesagt. »Oder Anrichten zimmert. Oder Leichen zu Grabe trägt. Aber ich

fürchte, so ist es nicht, Fräulein Bartholomä. Ich fürchte, für die, die den Bildermaler ertragen müssen, ist es so nicht.«

Sie hatte sich gestraubt und war gescheitert. *That's My Weakness Now*. Jetzt war sie die, die den Bildermaler ertragen musste, und sie ertrug ihn mit äußerster Freude. Nur den Gedanken, ihn zu verlieren, weil es ihr nicht gelang, ihm das Leben an ihrer Seite angenehm zu machen, den ertrug sie nicht. Hätte er eine mit Geld geheiratet, hätte er sich nicht quälen, nicht sorgen, keinen Kohl essen müssen. Aber es hatte sich doch gerade dieser Tage ein Herr von einer der großen Galerien in München angemeldet, und wenn erst einer kam, würden andere folgen, und der Durchbruch wäre nicht mehr weit.

Luise gab sich einen Ruck. Sie musste nach oben und mit Edgar sprechen, und sie musste es fröhlich tun, denn wie sollte sie ihm Zuversicht verleihen, wenn sie selbst keine empfand?

»Grüß Gott, Lieschen«, sagte Fritz und zog seinen Hut, den er auch zum Straßenkehren trug. »Herrliches Wetter, nicht wahr?« Mit einem Schwenk des Hutes wies er auf die glitzernde Zugspitze. Der alte Dackel, dem Weltgeschehen gegenüber gleichgültig, hob nicht einmal den von Warzen übersäten Kopf.

»Ja. Ganz herrlich.«

»Etwas Gutes eingekauft?« Jetzt nickte er Luises Tasche zu, die bis auf den Geldbeutel und die nur anbezahlte Arztrechnung leer war.

»Ja, schon«, murmelte Luise.

»Das ist schön, da bekommt der Edgar was zum Freuen.« Sein Lächeln hatte etwas Sanftes, Weltvergessenes, durch und durch Vertrauensseliges. »Das kann er gebrauchen. Ich war vorhin bei euch oben, wollte fragen, ob Hedy und ich später auf eine Partie Bridge vorbeischaun sollen, und er kam mir ganz niedergedrückt vor.«

»Es geht ihm gut«, rief Luise hastig. »Er ist eben Maler, da leidet er dann und wann unter Stimmungen, die wir gewöhnlichen Leute nicht begreifen können.«

»Gewöhnliche Leute?« Fritz zog den Mund schief. »Hier im Bunten Haus? Weißt du etwa einen bei uns, der gewöhnlich genug ist, dass die Versicherung für Arbeitslose ihm in der Not was zahlen tät?«

Luise hatte nie jemand in irgendeiner Not etwas gezahlt. »Es dreht sich nicht alles nur ums Geld, Fritz. Liebe kann man nicht kaufen.«

Sie ging an ihm vorbei, und er setzte den Hut wieder auf. »Hast ja recht, Lieschen. Du und meine Hedy, ihr habt immer recht, und was wären wir ohne euch?«

Luise versuchte zu lachen. »Zwei Trauerklöße.«

»Wohl richtig. Um also noch einmal darauf zurückzukommen: Wie sähe es denn nachher mit einem Spielchen aus? Wir würden euch nicht viele Umstände machen, gäben uns ganz zufrieden mit deinem Hagebuttentee ...«

»Ein andermal, Fritz.« Grüßend hob sie die Hand und war schon im Aufgang. Sie mochte die Staackmanns gern, sie gehörten zum Kreis der Tagträumer und Nachtschwärmer, die sich um Edgar scharten wie Motten ums Licht, aber das, was sie ihrem Mann zu sagen hatte, war nur für seine Ohren bestimmt. Im Treppenhaus gab es kein Licht, und es stank nach Kohl. Nicht aus ihrer Wohnung, denn sie hatte ja noch nichts gekocht. Statt an die Tür zu klopfen, fischte sie aus der fast leeren Tasche ihren Schlüssel, um Edgar, falls er beschäftigt war, nicht zu stören.

Der scharfe Geruch nach Terpentin schlug ihr entgegen, überdeckte den milderen des Leinöls, mit dem die Farben angemischt wurden. Ihre Wohnung besaß keinen Flur, man fiel sogleich mit der Tür ins Haus, wie Hedy zu witzeln pflegte. Wohnküche und Stube, Abort und Waschgelegenheit im Treppenaufgang, so hatte Luise die Wohnung samt Laden seinerzeit gemietet. Jetzt aber ging alles ineinander über, und durchqueren ließ sich die Wildnis nur durch einen schmalen Gang, zu dessen Seiten sich schwankende Besitztümer türmten.

Wie konnte man arm sein und zugleich so viel sein Eigen nennen? Luise hatte die Neigung, Dinge anzuhäufen, nichts wegzuworfen, das man womöglich irgendwann noch gebrauchen konnte. Und als dann Edgar eingezogen war, mit seinen Farbkästen, der Staffelei, den auf Rahmen genagelten Leinwänden, ähnelte die Wohnung bald einer Schublade, in die man seinen Krimskrams hineinstopfte, ehe man sie mit vereinten Kräften zudrückte. Weil aber Edgar Leere brauchte, rückten sie morgens alles, was sich bewegen ließ, aus der Küche in die Stube, türmten es auf, begruben eins unterm andern.

Luise schlängelte sich nun durch den vollgestopften Raum, ohne Edgar zu rufen. War er beim Malen, würde ihre Mitteilung warten müssen. Auf einmal schwand ihr Mut und wich dumpfer Verzagtheit. Wie hatte sie glauben können, sie würden es schaffen? Wie hatte sie glauben können, es wäre nicht schwer?

Sie schob den Kopf in den Türspalt zur Küche. Wenn Edgar malte, schloss er sich ein, und Luise wartete dann im Labyrinth der Stube, bis er herauskam. Jetzt malte er nicht. Er saß auf dem Schemel und blickte auf, als er sie hörte. Lang, wie er war, wirkte sein Körper, als hätte er ihn zusammengeklappt, und der Schemel unter ihm wurde zum Kinderspielzeug. Er trug seine Brille, die Gläser waren beschlagen, sodass Luise das Grau seiner Augen nur erahnen konnte.

That's My Weakness Now.

Er würde ihre Schwäche sein, bis sie starb, und solange sie ihn bei sich hatte, besaß nichts die Macht, sie umzuwerfen. Nur der Gedanke, er könnte aufstehen und so unvermittelt diese Wohnung verlassen, wie er sie einst betreten hatte, machte sie verrückt.

»Tut mir leid«, sagte er, ehe sie zu Wort kam. Aus unerfindlichem Grund hatte sie dasselbe zu ihm sagen wollen.

»Was denn, Ed?« Sie wäre gern zu ihm gegangen und hätte die Arme um ihn geschlungen, doch sie waren beide nicht gut darin. Sie hätte ihn trösten, ihm versichern wollen, dass sie zurechtkommen würden, aber für den Augenblick hatte die Wucht des Bevor-

stehenden ihr den Schneid abgekauft. Sie, die ihn schützen wollte, sehnte sich selbst nach Schutz.

Noch immer blickte Edgar durch die beschlagenen Gläser der Brille zu ihr auf. »Ich hab's vermässelt, Lise«, sagte er. »Das mit dem Köster, das wird nichts.«

»Mit welchem Köster?«

»Dem Galeristen aus Schwabing, der sich ansehen wollte, ob ihm von meinen Sachen etwas taugt – erinnerst du dich? Der geschrieben hat, bei Gefallen könnten wir über eine Ausstellung reden, und er würde auch dem Franz Roh einen Wink geben, diesem Kunstkritiker, an dessen Lippen ganz München hängt.«

Luise nickte. Und ob sie sich erinnerte. In den letzten Tagen hatte Edgar auf diesen Besuch seine ganze Hoffnung gelegt und sie seit dem Arztbesuch ebenfalls. »Hat er dir abgesagt? Kommt er nicht?«

»Gekommen ist er schon.« Edgar stand auf und begann, in der Küche, wo zwischen Herd und Bett und Eckbank noch Platz war, auf und ab zu wandern. »Herumstolziert ist er hier, hat mit spitzen Fingern sein Taschentuch gezogen und die Bank abgewischt, um seinen vornehmen Hintern draufzupflanzen. Ich hab ihm erklärt, bei uns ist zwar das Geld knapp, aber das macht uns nicht zu Schweinen, die im Koben hausen. Ich kann mit Leuten wie dem nicht umgehen, Lise. Er soll gehen, hab ich zu ihm gesagt, ich habe kein Bild, das ich ihm zeigen kann.«

Am anderen Ende der Küche blieb er stehen und riss sich die Brille herunter. Seine Augen, die jetzt schutzlos wirkten, waren rot gerändert. Keine Ausstellung, dachte sie, kein Kritiker aus München, kein Geld. Weder jetzt noch morgen, und auch nicht in sechs Monaten.

»Nun sprich's schon aus«, sagte er. »Es muss ja gesagt werden, wozu also aufschieben?«

»Ich krieg ein Kind«, sagte Luise.

Sein Blick wurde starr vor Schreck. Er streckte die Arme wie Halt suchend aus und fand keinen.

Ihr Blick war auch starr vor Schreck. Mit der leeren Einkaufs-

tasche stand sie in der Tür und wusste nicht, was tun. *Ich kann's mir doch nicht aus dem Bauch reißen!*, dachte sie. Kaum verebbte der Gedanke, erwachte der Trotz. Sie sah zu Boden, zählte die Rillen in den Dielen und presste die Hände auf den Leib. Bis eben hatte sie nicht glauben können, dass darin ein Mensch wuchs. *Ich will's nicht rausreißen!*, begehrte sie auf. *Ich will's bekommen! Warum soll ich keine Mutter sein dürfen?*

»Lise? He, Lise.« Edgars Hand umfasste ihr Kinn und hob es unbeholfen an. »Nicht verzweifeln, hörst du? Du doch nicht. Meine Lise, die nichts umwirft.«

Er hielt den Kopf gesenkt, sein Gesicht war ihrem ganz nah, seine Augen grau wie der Regen, der ihn in ihr Leben gespült hatte.

*I never cared for a rainy day,
But he likes a rainy day,
So that's my weakness now.*

»Wir schaffen das schon.« Seine freie Hand strich über ihr Haar und verfang sich. »Ich lasse mir etwas einfallen. Schreibe dem Köster einen Brief und entschuldige mich.«

Luises Kehle war trocken. »Du willst es haben? Du freust dich?«

Er sah sie an, wie er sonst manchmal durch den Raum sah, wenn er an dessen Ende etwas entdeckte, das außer ihm niemand wahrnahm. Dann stahl sich von seinen Lippen bis hinauf zu seinen Augen sehr langsam ein Lächeln.

»Ob ich's haben will? Mein Kind? Ja, was glaubst denn du?«

4

IN DEM TUNNEL, DURCH den sie rannte, herrschte Schwärze. Wie in der Küche, wenn Edgar dort alle Fenster abdunkelte, weil Schwärze Leere bedeutete und er es zum Malen nicht leer genug haben konnte. Luise dagegen hatte vor der Leere Angst und lief mit trommelnden Sohlen vor ihr davon, doch sie entkam ihr nicht. Auf Schwärze folgte immer nur neue Schwärze, so weit sie auch rannte. Das Gewicht des jungen Löwen, den sie trug, ließ ihre Arme erlahmen. Sein Gesicht sah sie nicht. Es war zu dunkel. Sie wusste nur, sie durfte ihn nicht fallen lassen.

Dann war der Tunnel jäh zu Ende. Grelles Licht zerschlug die Schwärze, und vor ihr tat sich eine Grube auf, gefüllt mit blendender Helligkeit. Sofort war ihr klar, wohin sie geraten war: in den Hochofen, bei dessen Anstich ihr Vater gestorben war. In die gleißende Flut war er gestürzt und verglüht, ohne dass etwas von ihm übrig blieb.

Bei des Vaters Tod war Luise vier Monate alt gewesen. Sie konnte im Grunde nichts davon wissen, war nicht einmal sicher, wie ein Hochofen aussah, geschweige denn, wie man ihn anstach. Zudem war sie für ihren Vater, den sie nicht gekannt und der sie nicht gekannt hat, nichts Besonderes gewesen. Philipp Bartholomä, der Hüttenarbeiter, hatte fünfzehn Kinder durchzufüttern, und als lästiges sechzehntes war noch Luise auf die Welt gekommen. Ihre Mutter, seine zweite Frau, war keine vier Jahre später ebenfalls tot, hatte sich davongestohlen, nur fort von der lästigen Brut, die es nicht wert war, am Leben zu bleiben. Da die lästige Brut sich noch nicht selbst versorgen

konnte, wurde sie ins Waisenhaus gekarrt, wo Kinder Nummern, keine Namen hatten und niemand einzigartig war.

Aber das Geschöpf, das sie im Fallen auffing, war einzigartig, der junge Löwe, den sie vor dem Sturz in die alles verschlingende Glut bewahrte. Aus der blendenden Helligkeit schälten sich Gesichter, erhoben sich Stimmen, die ihr zujubelten:

»Sie haben ein Kind, Frau Ende! Einen Sohn.«

Völlig entkräftet sank Luise nieder und schlang die Arme um das Wesen, das auch sie, das Waisenkind ohne Namen, einzigartig machen würde. Von dem jungen Löwen hatte sie während der Schwangerschaft immer wieder geträumt, aber jetzt war er kein Traum mehr: Sie hatte ihm das Leben geschenkt, sie würde ihn behüten und aufziehen. Von diesem Tag an und bis an ihr Lebensende würde sie an seiner Seite sein.

Nie mehr allein.

Nie mehr unbedeutend.

Erinnerung und Gegenwart fügten sich wieder zusammen, nur entlang der Kanten fehlten ein paar Teile. Sie war ins Krankenhaus geschafft worden, weil etwas in ihr geplatzt und Wasser aus ihr herausgeschossen war, als hätte sie einen Ozean in sich genährt. Kaum im Spital angekommen, hatten drei, vier, fünf Paar Hände sie auf ein Bett gepresst und in wilder Hektik in den Kreißsaal gerollt. Luise hatte vor Schmerz gebrüllt, verblüfft von der brachialen Gewalt, die in ihrem Körper steckte.

»Die Frau ist zu klein«, hatte einer der Ärzte gerufen, »und zu alt. Erstgeburt mit achtunddreißig, und noch dazu ein Becken wie ein Backfisch.«

»Alleine schafft sie das nicht. Keine Chance.«

Aber sie hatte es geschafft. Irgendwie. Während ihre Augen sich an die schmerzende Helligkeit gewöhnten, erkannte sie das Gesicht der Hebamme. Ihr Lächeln ist süffisant, denkt Luise.

»Ein Prachtkerl. Neunpfünder. So hübsch wie der ist, verdreht er mal der halben Welt den Kopf.«

Luise sah auf das kleine Gesicht nieder und verliebte sich. Es

war nicht zerkrautsch, wie es ihr die Nachbarinnen prophezeit haben. Fräulein Schiele und Hedy, die selbst keine Kinder hatten. Das Gesicht ihres Kindes war glatt, seine Haut ohne Makel. Luise verliebte sich und wusste: Sie wird sich ab heute an jedem Tag ihres Lebens aufs Neue verlieben.

»Michael«, flüsterte sie. Probierte seinen Namen aus, der jetzt in ihrer Welt der wichtigste Name war.

Michael Andreas Helmuth.

Darauf hatten sie sich geeinigt. Helmuth nach Edgars Bruder, das hatte Luise vorgeschlagen, weil jedes Kind, jeder Mensch zu einer Familie gehören will. »Glaub mir, wenn eine das weiß, dann ich. Ich hab nämlich keine. Also gehört unser Kind zu deiner.«

»Zu der gehöre ich ja nicht mal selbst«, hatte Edgar gemurmelt, ihr aber den Wunsch nicht verwehrt. Zudem mochte er seinen Bruder Helmuth gern, der kannte Steiner wie seine Westentasche, war ein fescher Lebemann, und einmal hatte Edgar ihr anvertraut, wie sie einander des Nachts Geschichten erzählt hatten: »Eigentlich habe ich nur die Bilder beschrieben, die aufgetaucht sind, als längst das Licht aus war, aber der Helmuth, der hat von der Geschichte, die dahintersteckte, längst gewusst.«

Also Helmuth, und um der Gerechtigkeit willen hatte Edgar auch noch einen Namen ausgesucht: Andreas, nach einem Gedicht von Karl Thylmann, der auch einen Sohn gehabt hatte, eben jenen Andreas, den Säugling:

*Wie du, Kindlein, sollen wir werden,
Spricht der eine
Wie du.
Das ist das schwerste der Wunder.*

Zwei Jahre später starb der Vater bei Verdun, hat den Sohn nicht noch einmal gesehen, aber an seinem letzten Tag geschrieben:

So ist der Tod. Die Luft wird Sterngranit.

Luise verstand nicht alles, was der Dichter zwischen den Worten versteckt hatte, aber die Zeile ließ sie an ein Bild denken, das Edgar von einem Gewitter gemalt hat. Als würde die Luft zu scharfkantigen Kristallen gefrieren. Also Andreas. Zu Ehren des Dichters und Vaters, der so alt wie Edgar gewesen war, als er hatte sterben müssen.

Sterben müssen ist nicht so tragisch, hatte Luise geglaubt, aber von heute an war der Gedanke unvorstellbar. Sie sind eine Familie. Ihr Leben fängt jetzt erst an. Der Name Michael, der Rufname werden soll, hat ihnen beiden gefallen. Michael, der Erzengel, der den Teufel besiegt – zu dem leuchtenden Kindergesicht, das noch immer etwas von dem jungen Löwen hat, scheint der Name zu passen.

»Ist mein Mann verständigt?«

Edgar musste doch wissen, dass sie einen Sohn hatten, dass sie eine Familie waren, etwas Einzigartiges.

»Nun mal langsam.« Einer der Ärzte lachte, und die Hebamme nahm ihr Michael aus den Armen. »Erst einmal wollen wir sichergehen, dass Sie über den Berg sind. So ein Notkaiserschnitt ist kein Spaziergang. Im OP-Saal oben hat es ausgesehen wie im Schlachthaus.«

Kurz erwog Luise, zu protestieren, doch dann überwältigte sie die Erschöpfung, und sie glitt in den Schlaf hinüber. Diesmal befand sie sich in einem friedlichen Tunnel, in dem das Licht nur erlosch, damit sie wohlig schlafen und neue Kräfte sammeln konnte. Zu sorgen brauchte sie sich nicht, man würde ihr Michael bringen müssen, wann immer sie nach ihm verlangte. Er gehörte ja ihr. Würde ihr für immer gehören. Sie war als ein Niemand, als eine zu kleine, zu alte, zu arme Erstgebärende hergekommen, und war jetzt eine Königin.

5

S O BEGANN IHR LEBEN mit Michael – am zwölften November des Jahres 1929, nachmittags um Viertel nach fünf, unter einer Sonne im Skorpion, was Klugheit, Unerschrockenheit und Intensität ohne Rückhalt verhiess. Ihr Kind passte zu ihnen, zu zwei grüblerischen Menschen voll verhaltenem Feuer, die scheu und gesellig zugleich waren, die die Musik des Lebens um sich liebten, Geklapper von Gläsern und unentwegtes Ballspiel aus Frage und Antwort, und dabei in sich selbst einen Ort hatten, um den sie Mauern zogen, den sie mit niemandem teilten. Ihr Kind würde ihnen darin ähnlich sein und wuchs doch schon im Augenblick seiner Geburt über sie hinaus, weil sein Aszendent in den Zwillingen ihm Wachheit, Schönheit und die Zaubermacht der Worte verhiess. Nur Tage später sollte Luise sich fragen: Die achtunddreißig Jahre vor ihm – womit habe ich sie gefüllt, worüber habe ich nachgedacht, wie habe ich die nicht endende Kette sinnlos aufgereihter Tage überstanden?

Das Leben mit Michael war hingegen bedeutsam und erfüllt. Einfach war es nicht. Dreizehn Tage lang hatte Luise im Krankenhaus bleiben müssen, ehe der große Bauchschnitt, aus dem man ihr Kind herausgeholt hatte, so weit verheilt war, dass ihr vorsichtige Bewegungen erlaubt wurden. Blut verlor Luise noch immer, wenn auch nur klümpchenweise, und auf die Schwäche ihres Körpers war sie nicht im Mindesten vorbereitet. Sie war immer eine Frau gewesen, die funktioniert hatte, nach jedem Zipperlein stand sie gleich wieder auf den Beinen. Jetzt aber wurde schon der Weg hinaus auf das Klosett am Gang zu einer kaum zu meisternden Aufgabe. Wenn sie hinterher erschöpft auf einen Stuhl sinken